

Die Waffenbrüder.

Budapester Erinnerungen.

Von
Georg Bernhard.

Ein strahlender Sonnentag war es. Ein lustig bewimpeltes Schiffelein hatte Reichsdeutsche, Oesterreicher und Ungarn hindurch zwischen Ofen und Pest die Donau entlang zur Margarethen-Insel geführt. Inmitten des Parks auf der Terrasse standen die Tafeln zu feierlichem Festmahl gerüstet. Die Lebensfreude des ungarischen Volks, die ihm keine Not der Zeit zu rauben vermag, sandte jubelnde Zuschauer zu den versammelten Männern herüber! Prunten im Grünen wickelte sich das Volksfest „der Tausend Bäckfische“ ab, das Budapester Mädchen zu Kriegsunterstützungszwecken veranstaltet hatten. Ueber der Festversammlung aber lagerte der Ernst der östlichen Russenerfolge, und ließ die Stunde, da die Waffenbrüder aus Wien, Budapest und Berlin ihren Bund erneuern wollten, besonders bedeutsam erscheinen.

Das Stimmungsgewirr der stattlichen Tafelrunde verstummte plötzlich. Am Haupttische wuchs eine Gestalt empor, lang und immer länger, bis sie schließlich in voller Größe da stand: Graf Albert Apponyi. Ein schlanker sehniger Körper mit einem Kopf, der zunächst merkwürdig anmutet, namentlich, wenn auf ihm ein kleines, eigen geformtes Hütchen balanciert. Aber ein Kopf, der festsetzt, wenn man ihn betrachtet, und der entzückt, wenn er in nervöser und doch schöner Bewegung die Worte des Redners begleitet, wenn die große Hakennase sich bläht, um mitzuhelfen, dem Atem einer hinreißenden Beredsamkeit Raum zu schaffen.

Man hört oft, wenn Männer zu irgendeinem Zweck schmausen, schöne Reden. Schillernde Worte gleiten an einem vorüber, und wenn man am nächsten Tage sich ins Gedächtnis zurückrufen will, was denn eigentlich ihr Inhalt war, so sucht man vergebens und findet nichts. Wir wissen, daß es eine ungarische Nationaleigentümlichkeit ist, reden zu können. Wer wenn die Ungarn selbst — die im Grafen Tisza einen Redner von Kraft und Klarheit, im Grafen Andrássy einen Meister feinziselierter Saphbildungen besitzen, und die nach vielen Tugenden ihre sogenannten guten Redner zählen — den Grafen Apponyi für ihren besten Redner halten, so dürfte man sich ein Fest von seltener Weiße erwarten, als er im Sonnenglanz und Frühlingsgrün zu deutschen Gästen zu sprechen anhub. Aber die Erfüllung war unendlich viel schöner als die Erwartung. Beifallsstürme unterbrachen fortgesetzt den Redner, wenn er wieder einmal mit Geist, Mund und Hand einen Satz besonders schön geformt hatte. Diese Sätze — groß und doch fein — begleiteten alle seine Worte, wie wenn sie an unsichtbarer Masse herumformten, und sie geben sichtbar Zeugnis davon, daß hier keine glatte geölte Beredsamkeit gewohnts Spulen abhalselt. Hier ringt dauernd der Geist mit der Form, und die Bilder wachsen dem Redner allmählich und immer schöner aus den Tiefen seines Herzens heraus. Nie hörte und sah man freudigeren Beifall als am Schluß der Apponyischen Rede. Die Elijen- und Bravoruse erschütterten die Luft, und sie kamen nicht nur von der Festversammlung, sondern von den Hunderten von Ungarn in Zivil und Feldgrau, die in immer größerer Zahl während der Rede aus dem Garten zur Terrasse heraufgeströmt waren. Da war kein Unterschied zwischen Freund und Gegner. Graf Albert Apponyi hat eine wechselvolle politische Laufbahn hinter sich. In reifen Jahren hat er sich allmählich von rechts nach links entwickelt. In jeder neuen Partei ist er Führer und Anreger gewesen. Kein Wunder, daß er neben begeisterten Freunden auch ebenso eifrige Bekämpfer hat. Aber an jenem sonnigen Sonntage, da rauschte der Beifall aller einmütig zu ihm empor, und einer, der am eifrigsten Hand auf Hand schlug, war der alte Graf Rhuen-Hedervary, der außer Stefan Tisza vielleicht sein ausgesprochenster politischer Gegner ist.

An jenem Tage wurde noch viel und gut gesprochen. Am besten vielleicht vom Reichstagsabgeordneten Schiffer, der die deutschen Waffenbrüder führte, und dem es gelang, selbst nach der Apponyischen Glanzleistung seinen Klugen und starken Worten Gehör, Verständnis und Beifall zu verschaffen. Aber die Worte dieses Tages wirkten nach und waren nicht beim Dämmern des neuen Morgens verblaßt. Der Graf Apponyi hat, was all seine Landsleute werden anerkennen müssen, seinem engeren und auch seinem weiteren Vaterlande, der gesamten Doppelmonarchie, durch seine Rede einen außerordentlichen Dienst geleistet.

Es war schön, sehr schön, als er Ungarns Geschichte an uns vorüberziehen ließ und uns dabei auch mit plastischer Anschaulichkeit in jene Zeiten führte, da Ungarn mit seinen Scharen Europa gegen das Ueberfluten durch die Türken schlichte. Es war nicht unnützlich, daß der Graf zur Erwägung stellte, was wohl aus Europa geworden wäre, wenn seinerzeit Ungarns erster christlicher König das Christentum von Byzanz angenommen und sich damit nach dem Osten hin orientiert haben würde. Aber trug das alles auch dazu bei, der Rede historischen und politischen Gehalt zu verleihen, die große Bedeutung der Worte des Grafen Apponyi bestand doch darin, daß er uns Deutschen einen tiefen Einblick in die ungarische Seele und in das eigenartige Verhältnis verschaffte, das zwischen Oesterreich und Ungarn besteht. Er wollte, wie er wiederholt sagte, nichts weiter, als daß wir Reichsdeutschen unsere Kenntnisse über Ungarn nicht nur auf dem Umweg über Wien, sondern auch direkt von Budapest und Ungarn selbst beziehen.

Wenn man diesen Wunsch vernimmt, so kann er auf den ersten Blick wie eine Unfreundlichkeit gegenüber Oesterreich anmuten. Und es hat im Vorhinein auch bei uns eine ganze Menge ängstlicher Menschen gegeben, die vor der Reise nach Budapest bange machten und die es beinahe so hinstellten, als ob da eine Verschwörung zwischen Budapest und Berlin gegen Wien angezettelt werden sollte. Aber gerade darin liegt die politische Bedeutung der Waffenbrüdertagung in Budapest, daß alle diese Befürchtungen von denen, die in Budapest gewesen sind, als eitel erkannt wurden. Die direkte Verständigung zwischen der Residenz des ungarischen Königs, der zugleich Oesterreichs Kaiserkrone trägt, und dem Deutschen Reiche, dessen Hauptstadt durch ihren Oberbürgermeister als eines der Häupter der Verständigungsaktion vertreten war, hat bei den meisten von uns wohl eine wesentliche Korrektur unserer Anschauungen über die Verhältnisse in Oesterreich-Ungarn gebracht. Nach einer ganz anderen Richtung hin als die Leitretter bei uns und auch in Wien erwarteten.

Es hat einmal einer gesagt — und ähnliche Anschauungen hat man auch in den Reden der Budapester Festtage hören können —, daß man in Deutschland über die politischen, staatsrechtlichen und völkischen Verhältnisse Oesterreich-Ungarns schlechter unterrichtet sei als über die Türkei oder über irgendein afrikanisches Land. Das ist übertrieben. Wer wir wollen doch ganz ehrlich eingestehen, daß vielfach der Zusammenhalt zwischen den Staaten Oesterreich und Ungarn bei uns nicht ganz unähnlich der Auffassung beurteilt wurde, die die Franzosen und Engländer etwa von der Stimmung zwischen Preußen und den deutschen Südstaaten haben. Bei unseren Feinden bringt noch jetzt manchmal so etwas wie eine Hoffnung durch, daß doch endlich Bayern und Württemberg ihrem heißen Wunsche folgen könnten, sich von Preußen zu trennen. Ganz so haben wir ja nicht über Oesterreich und Ungarn gedacht. Aber daß mindestens bei einer starken Minderheit der ungarischen Bevölkerung die Idee: Los von Oesterreich! in einem Winkel ihres Herzens schlummere, das schien manchem von uns als nicht erst zu erweisende Tatsache. Von solchem Wahne ist jeder, der ihn etwa hegte, durch die Budapester Tage gründlich geheilt worden.

Ich habe in Budapest und auch noch in Wien die meisten der für die ungarische Politik bedeutenden Männer gesprochen. Männer aller Parteien und aller Schattierungen. Minister und solche, die es werden könnten, wirkliche und vermeintliche Staatsmänner, Angehörige der Aristokratie, der Finanz, der Presse und der verschiedensten Volkskreise. Je nach der Parteilage und dem Temperament war Ton und Inhalt ihrer Auslassungen über die augenblickliche Regierung über Oesterreich und über Deutschland verschieden. Aber über eins waren sich all diese Männer klar: für Ungarn ist nirgendwo anders Platz, als an der Seite von Oesterreich. An der Seite von Oesterreich. Darauf allerdings legen sie alle Gewicht: nicht unter Oesterreich. (Wie Oesterreich andererseits auch betont, nicht unter Ungarn.) Aber nur eine Stimme besteht von der äußersten Rechten, die durch Tiszas starre Junlernatur geführt wird, bis zur äußersten Linken, über die Grafen Karolyi und Zichy, daß die Erhaltung der österreichisch-ungarischen Gesamtmonarchie gleichzeitig das Lebensinteresse Ungarns bedeutet. Vielleicht sieht man in Ungarn schärfer als an manchen Stellen Oesterreichs, daß diese Erhaltung der Gesamtmonarchie am besten und befriedigendsten durch die enge Freundschaft mit Deutschland verbürgt werden kann. Aber man kann getrost sagen, daß es eine gewissenlose Verleumdung bedeutet, wenn vielfach ausgestreut worden ist, daß die Ungarn (gleichgültig, ob Regierung oder Opposition) unter Ausschaltung Oesterreichs zu Deutschland wollen. Mit heiligem Respekt sprechen auch die temperamentvollsten Oppositionsleute in Ungarn von der Person und vom Amt ihres Königs, und die pragmatische Sanktion gilt für sie als ein unantastbares Gut.

Es soll späteren Ausführungen vorbehalten bleiben, über die einzelnen Probleme staatsrechtlicher und politischer Natur zu sprechen, die sich demjenigen aufdrängen, der mit eigenen Augen sich in Budapest und Wien umgesehen hat. Aber gar nicht schnell genug kann der, der aus den Ländern des uns verbündeten greifen Monarchen zurückkehrt, den Eindruck fixieren, den er über die unwandelbare Loyalität der Ungarn empfangen hat. Denn dieser Eindruck beweist, wie erprießlich die Fahrt der Reichsdeutschen ins Land der Ungarn gewesen ist. Erprießlich für das Verhältnis Deutschlands zu Ungarn. Erprießlich aber noch viel mehr für unser Verhältnis zu Oesterreich. Denn gerade durch das, was wir in Ungarn sahen und hörten, haben wir gelernt, wie stark im Grunde doch das Staatengefüge der uns verbundenen Doppelmonarchie ist. Viel läuft da an Strömungen und Strebungen neben- und durcheinander. Viel ist da zu hören und zu sehen von Verärgerungen und Mißverständnissen. Aber immer handelt es sich dabei um innere Fragen, in die sich hineinzuwischen dem Feinde, ja vielleicht auch dem Freunde schlecht bekommen würde. Da ist Cürung und Umformung. Alles will sich wandeln und Neues sich emporringen. Aber keine Rede kann sein von Zerfetzung und Fäulnis. Und darin, das scharf und klar gesagt zu haben, darin, daß er allen, die ihn hörten, die Augen öffnete, um mit Empfänglichkeit später das zu betrachten und zu verstehen, was um ihn herum vorging, darin bestand das große Verdienst, das Graf Albert Apponyi sich um Ungarn, um Oesterreich und um uns in jener festlichen Stunde auf der Donauinsel erworben hat.